

Verlag Bibliothek der Provinz

Franz Rieger

SCHATTENSCHWEIGEN

herausgegeben von Alfred Pittertschatscher

ISBN 978-3-85252-496-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Franz Rieger
SCHATTENSCHWEIGEN
ODER HARTHEIM

Roman

In dem Augenblick, als Andreas Doblauer zum Schlag ausholte, oder mit Arm und Hand die Geste vollführte, den Schlag andeutend, spürte er sich von seiner Mutter am Arm gefasst, was ihn so irritierte, dass er die Hand sinken ließ und seine Mutter ansah; die bemerkte in seinem Gesicht die zornige Grimasse, mit der er seine Frau angestarrt und gegen die er auch die Hand erhoben hatte, die nun schlaff herabhing, während in seinen Blick der Vorwurf gegen die Mutter trat, weil sie es gewagt hatte, ihn zu hindern, seine Frau zu schlagen. Auch seine Stimme war gebrochen und zu einem Zischen geworden; er richtete an beide Frauen die Warnung, er werde sich von ihnen nichts gefallen lassen.

Seine Mutter kannte seine Ausbrüche, ihre Art, und wie sie verliefen, sie schwieg und wusste, dass sie ihn damit nicht beruhigte, sondern nur reizte, gleichzeitig aber eine Phase einleitete, die von nichteingestandener Reue bestimmt wurde und seine Wut in sich zusammenfallen ließ. Er werde von sinnlosen Vorwürfen geleitet, die er gegen jedermann und alles erhebe, sagte seine Mutter, wenn er sich beruhigt hatte. Dann schwieg er, und die Mutter nützte das Schweigen, um eindringlich mit ihren Vorhaltungen fortzufahren; er beendete sie, indem er aus dem Raum ging, worauf die Frauen ihn im Hof oder in einem der Gebäude rumoren hörten, wo er seinem Unmut freien Lauf ließ.

Wenn er Valerie zu schlagen versuche, bekomme er es mit ihr zu tun; es war die sich wiederholende Entgegnung der Mutter auf seine stetige Drohung, er werde sich nichts gefallen lassen. Er schlage nicht zu, tue nur so, tröstete die Mutter Valerie. Diese reizte ihn durch ihr teilnahmsloses Verhalten, in das sie sich, selbstschützend, zurückzog, oder durch die paar Worte, die sie in diesem Zustand aussprach, zurückhaltend, fast unpersönlich, ohne Rücksicht auf seine Wutausbrüche. Sie stand da, ihm eine Schmalseite des Körpers zugewandt, die Hände bis zu den Hüften erhoben, deutete sie eine hilflose Abwehr an, die er merken musste, oder sie hatte sich mit einigen Schritten hinter einen Stuhl oder den Tisch geflüchtet und schaute ihn nicht an. Er hatte wieder gesagt, sie tue nur das, was ihr passe, und nicht das, was nötig sei, und

sie entgegnete, ausnahmsweise antwortend, sie mache die Arbeit wie zu Vaters Zeiten, was seinen Unmut steigerte. Er hörte es ungern, wenn in seiner Gegenwart vom Vater gesprochen wurde, und geriet außer sich, wurde das Wort Vater im Zuge einer Auseinandersetzung genannt; er wisse, sagte Valerie einmal zu ihrer Schwiegermutter, dass der Vater, im Gegensatz zu ihm, ein guter Mensch sei. Die Mutter verteidigte den Sohn, er sei kein schlechter Mensch, nur jähzornig und unbedacht im Reden und Handeln; Valerie führte den Gedanken weiter und sagte, vom Vater habe er dies nicht, der sei nie jähzornig und unbedacht gewesen. Die Schwiegermutter erwiderte, ob das Verlassen der Familie und des Hofes nicht unbedacht gewesen sei. Valerie gab keine Antwort mehr.

Elisabeth Doblauer wunderte sich über Valeries Gedanken, die zeigten, dass sie über manches nachdachte, doch nicht immer bereit war, es auszusprechen. Mit dieser Art erinnerte sie Valerie an ihren Mann; er hatte seine Gedanken immer verschwiegen, und wenn er sich genötigt fühlte sie auszusprechen, deutete er sie nur an und verstummte, als habe er bereits zuviel gesagt. Diese Art zu schweigen und zu reden, hatte sie nie verstanden, begriff sie aber jetzt, im Umgang mit Valerie. Ihr eigenes Temperament hatte es nie zugelassen etwas zu verschweigen, sie musste es sagen, um es loszuwerden, auch hatte sie es in ihrer Jugend nicht anders erlebt; in der Familie, aus der sie kam, war alles ausgesprochen worden, was oft ausgedehnte Debatten zur Folge hatte, die meist ohne Ergebnis geblieben waren. Nur die Gemüter hatten sich abgekühlt.

Sie hatte dieses Benehmen hierher verpflanzt, doch es war nicht gewachsen; Matthäus Doblauer hatte geschwiegen oder sich nicht auszudrücken verstanden, wie sie bisher glaubte; er ließ sie reden, als sei es ihm unangenehm, dass sie meinen könnte, sie bringe ihn zum Antworten, wenn sie sprach. Je mehr sie redete, umso mehr zog er sich zurück in ein verstärktes Schweigen und in die Arbeit; ganz plötzlich war er weg, noch ehe sie den Satz ausgesprochen hatte, war nach draußen gegangen. Ihn dort aufzusuchen und ihn zum Reden zu bringen war vergeblich. Hin und wieder brachte er einen Einwand vor, zögernd und kurz, eine Mahnung an die

Vernunft; denn es ging, insbesondere später, immer um Zwistigkeiten, die niemand befriedete und ein vernünftiger, doch zu wenig gewichtig vorgebrachter Einwand von ihm höchstens für den Augenblick stilllegte. Sie schlug diese Einwände mehr oder minder in den Wind; ganz ohne Aufwand, still, fast zaghaft vorgebracht, als halte er selbst nicht viel von ihrer Wirkung, blieben sie echolos. Sie wusste es immer besser, vertraute darauf, den Zwistigkeiten mit vielen Worten beizukommen, stieß aus sich heraus was sie bedrückte, vermeinte sie in den Griff zu bekommen, schob sie nur weiter weg, ohne zu einer Lösung zu gelangen.

Sie suchte sich bald ein anderes Publikum; dies zur Zeit als Valerie ins Haus kam. Drei Frauen im Haus waren überflüssig; obwohl sie auswärts ging, Maria, die Tochter, draußen mit dem Vater arbeitete, blieb der Stand der Personen, drei Frauen zwei Männern gegenüber, bestehen. Elisabeth Doblauers Kenntnisse der Heilpflanzen, ihr von ihrer Mutter überkommen, befähigten sie, Tees zu bereiten, die sie dem Vieh in den Ställen der Nachbarn und bald in der näheren und weiteren Umgebung gegen verschiedene Krankheiten verabreichte. Man rief sie, holte sie mit einem Gespann, bezahlte sie, schätzte ihre gesellige Art, wie sie sprach und sich auszudrücken verstand.

Annähernd in dem Maße, als sie sich im Haus von der Frauenarbeit zurückzog, tat es der Sohn Andreas von der Stall- und Feldarbeit; er weigerte sich, mit dem Vater zusammen zu arbeiten, insbesondere, da Maria seine Stelle einnahm; es machte ihr Freude, mit dem Vater draußen zu arbeiten, und sie überließ, von Ratschlägen abgesehen, Valerie die ganze Hausarbeit. Andreas Doblauer ging eigene Wege, verrichtete die Arbeiten, die er sich vorbehielt oder ihm verblieben, allein und nach seinem Gutdünken, jedenfalls nicht so, wie es der Vater wünschte, und die Mutter verteidigte ihn und sagte, es sei wohl nichts Schlechtes, wenn er nach seinem Dafürhalten arbeite, was hieß, sich nicht dem Willen der anderen unterwarf. Niemand antwortete, und sie erwartete es nicht. Da der Sohn nicht nur trotzig, sondern auch wortkarg war, übernahm sie es, für ihn zu reden und ihn vor dem Vater und der Tochter, die bald eine Front gegen sie und den Sohn bildeten, zu schützen. Manchmal hatte sie das Gefühl, sie beiße mit ihren

Worten auf Stein, da die Gemüter, ob sie nun langmütig oder heftig sprach, ungerührt blieben.

Die Tochter Maria, im Grunde weniger schweigsam, folgte dem Beispiel des Vaters. Ihre immer stärker werdende Bindung an ihn vollzog sich gleichzeitig mit der zwischen Mutter und Sohn; die Fronten wurden härter. Am eindeutigsten betroffen waren die Männer; sie sprachen immer weniger miteinander, bis jede Verständigung, auch die notwendige bei der Arbeit, wenn es sich einmal ergab, aufhörte. Die Mutter ließ sich vor der ganzen Familie aus, scheute nicht zurück, Fragen Außenstehender bedenkenlos zu beantworten, etwa, wie sie zu Mann und Sohn stehe. Der Sohn mied den Anblick des Vaters, sprach schlecht von ihm, unbedacht jäh oder vergrämt, und zog sich in sich selbst zurück, in eine Isolation, aus der ihn später auch die Mutter nicht befreien konnte. Der Vater merkte es und sagte nichts, weniger absichtlich als unfähig, mit seiner Frau zu sprechen; er fürchtete auch ihren Wortschwall, gegen den er nicht aufkam. Er verrichtete seine Arbeit in gewohnter Weise, setzte alles daran, nicht aus dieser Ordnung zu kommen. Er hatte nichts gegen den Sohn, war nur durch die jahrelange Erfahrung der Ansicht, das Wohl des kleinen Hofes im Auge, er taue nicht recht zur Arbeit hier, habe vielleicht das Zeug zu einem anderen Beruf, sagte es seiner Frau, hielt ihr auch vor, sie tue nichts gegen die üble Gewohnheit des Sohnes, das Geld im Wirtshaus loszuwerden, ja stecke ihm sogar heimlich Geld zu.

Mutter und Sohn deuteten die Absichten des Vaters auf ihre Art: er wolle die Mutter umstimmen, den Hof nicht dem Sohn, sondern der Tochter zu übergeben, aus dem Grunde halte sich die Tochter auch an den Vater. Der Sohn sah sein Betätigungsfeld eingengt, und obwohl es ihm unter anderen Umständen nichts ausgemacht hätte, störte es ihn jetzt; er merkte nicht, dass er selbst es war, der es einengte. Der Vater, in seinem Widerwillen gegen jede Auseinandersetzung, litt darunter, war aber der Ansicht, er dürfe zum Wohle des Hofes nicht aufgeben; er spürte die Enge, in die sein Sohn geriet, konnte ihm aber nicht helfen. Mit zunehmendem Gleichmut nahm er die zur Geltung kommende Stellung seines Sohnes hin. Sein einziges Argument dagegen

blieb wirkungslos: die Erhaltung des Hofes, wobei persönliche Ansichten und Wünsche zurücktreten müssten. Seine Frau empfand diese Aussage als Deckung seiner eigentlichen Absicht, die er, solange sie am Leben war, nicht verwirklichen konnte; sie hatte den Hof von einem Onkel geerbt; im geeigneten Augenblick galt ihre Bestimmung.

Die Auseinandersetzungen milderten sich als Valerie ins Haus kam. Sie stand diesen unvorbereitet gegenüber. Eigentlich hatte sie nicht selbst bestimmt, man hatte sie zur Ehe überredet, und als sie einwilligte glaubte sie, es freiwillig zu tun. Sie sah in der Ehe einen Ausweg und eine Lösung; ihr Vater war Trinker, und da sie Mitleid mit ihm hatte und ihn über das Laster hinaus verstand, auch weil er der Vater war, was er spürte, war sie in eine Abhängigkeit geraten; neben dem Verständnis für seine Lage wollte sie ihn nicht enttäuschen, was ihr bald zur Last wurde. Der Vater hingte sich an sie. Bald wehrte sie ihn ab und sagte, sie habe auch ein Leben vor sich. Andreas Doblauer hatte nicht selbst um sie geworben; er war gekommen, zu Fuß, im Sonntagsanzug, als es schon beschlossen war, dass sie seine Frau werden sollte.

Sie erinnerte sich an jede Einzelheit, und die Erinnerung vermittelte ihr ein überdeutliches Bild, wenn er vor ihr stand, sie wütend anstarrte und zu schlagen versuchte; das war also der Mensch, der ins Haus ihrer Eltern gekommen war, steif, wortkarg, fast scheu, die Hände in den Taschen des schwarzen Anzuges, die, wenn er sie herausnahm, unbeholfen herabhingen. Sie hatten sich schon gekannt, waren auf dem Markt in der Stadt oder auf dem Weg dorthin zusammengetroffen, ohne sich etwas zu denken, und sie hatte damals nur Nachteile an ihm wahrgenommen: seine Vierschrötigkeit, sein großes eckiges Gesicht, sein stark gekraustes, dunkles Haar und seine schwarzen, stechenden Augen. Sie war selbst dunkel und hatte während der Schulzeit einmal einen blonden Freund gehabt. Andreas Doblauer hatte getan, als sei alles abgemacht, er komme nur her, um das Versprochene entgegenzunehmen, denn seine Mutter hatte die Beziehungen geknüpft.

Als Valerie ihn zur Tür hereinkommen sah, hatte sie das Gefühl, er hole sie mit Gewalt. Die Gestalt und Einzelheiten

daran mit einem Blick erfassend, wandte sie sich ab, lauschte auf seine Stimme, die, wie ihr schien, zu verbergen suchte, was seine Erscheinung ausdrückte: die Gewalt. Die Stimme war eher klein und zurückhaltend. Er sprach mit ihrer Mutter Alltägliches. Nachdem die Mutter hinausgegangen war und sie beide allein waren, schwieg er und sagte dann langsam, dass es gut sei, freundlich aufgenommen zu werden. Sie dachte, von der Mutter. Der Vater kam und machte eine Szene; er sei übergangen worden und habe mitzubestimmen, wen sie heirate und ob sie heirate. Er hatte sich ungebührlich aufgeführt, dann geschwiegen, weil sie ihm streng bedeutete, still zu sein. Es hatte ihr selbst wehgetan.

Später, nachdem der Bräutigam gegangen war und sie die halbe Nacht im Bett wach lag, war die Veränderung mit ihr vorgegangen, die sie, ohne es zu merken, selbst vornahm; die Einzelheiten, die sie bei seinem Eintreten mit einem Blick erfasst hatte, verloren die einmalige Bedeutung, milderten sich, legten das Erschreckende ab, flossen zusammen zum Bild eines Mannes, von dem sie sich sagte: er sei eigentlich ein Mann. Sie erinnerte sich an jene Nacht; sie war kalt, der Vollmond machte sie beinahe zum Tag; sie stand auf, ging zum Fenster und bemerkte, dass draußen alles schattenlos war, sie sah Häuser und Bäume wie auf einem Bild. Auch den Mann, den sie heiraten sollte. Diese schattenlosen Bilder hätten sie vielleicht warnen sollen, doch das Gegenteil trat ein; sie meinte, ein Gefühl zu haben wie damals, als sie den blonden Knaben geliebt hatte; sie hatte gewusst, dass er für sie unerreichbar war. Und nun sollte sie das Unerreichbare erreichen. Eine kurze Zeit ihrer Ehe vermittelte ihr noch dieses Gefühl, bis sie die Wahrheit, die sie von sich gewiesen, begriffen hatte: der Mann war der Schatten, der vor ihrem Leben stand.

Sie hatte es aufgegeben, in dem Mann etwas anderes zu sehen; die Vergangenheit hatte keine Bedeutung mehr, die Zukunft war das Leben von einem Tag auf den anderen, das den Kreis einengte. Und sie hatte kein Bedürfnis auszubrechen; die tägliche Arbeit war der Schutz, den der Mann nicht durchbrach, wenn sie in diesem Kreis verblieb. Das erkannte sie bald, die Notwendigkeit erfuhr sie erst, nachdem der Schwiegervater und später die Schwägerin Maria das Haus verlassen hatten. Insbesondere die Anwesenheit

des Schwiegervaters hatte sie als Schutz empfunden. Er hatte mit ihr nicht mehr gesprochen als mit Maria, die zu ihr gesagt hatte, sie glaube, dass der Vater sie möge. An dem Morgen, als er die Truhe mit seinen paar Habseligkeiten auf dem Leiterwagen verstaute und die Kuh vorspannte, gab er deutlich zu verstehen, wo ihr Platz war. Er schien erleichtert und von den anderen nicht zu erwarten, dass sie dagegen waren. Auch er sagte nichts, als sei es abgemacht, dass er fortging, nur dem Benehmen der Schwiegermutter war es anzumerken, dass sie überrascht war, als hätte sie ihn eines solchen Entschlusses nicht für fähig gehalten; sie ging wortlos umher und schüttelte andauernd den Kopf. Maria hatte von dem Entschluss des Vaters gewusst und später zu Valerie gesagt, der Vater habe versichert, er müsse es tun, sonst kehre der Friede nicht ins Haus ein; mehr könne er nicht dazu beitragen, und hatte ihr, seiner Tochter, den Rat gegeben, es ihm nachzumachen. Ob das Leben hier leichter werde sei nicht gewiss, hatte er hinzugefügt, nun müssten die anderen ihren Teil leisten. Ohne den Vater bleibe sie auch nicht hier, hatte Maria gesagt.

Den schrecklichen Gedanken, dass sie, Valerie, nun allein sei, milderte der Umstand, dass die Schwiegermutter zugänglicher wurde; sie zeigte sich besorgt und nahm sie gegen den Sohn in Schutz. Der merkte es, ließ die Mutter die Enttäuschung spüren und wandte sich gegen sie, was ihn noch mehr in die Vereinzelnung trieb; er verkroch sich in die Arbeit draußen, und wenn er zu bestimmten Anlässen ins Haus kam, ließ er seinen Unmut die Frauen spüren; seine Neigung zu Gewalttätigkeiten trat stärker hervor, aber unter der energischen Abwehr der Mutter brachen sie zusammen; war es soweit, verließ er die Stube und stürzte sich in die Arbeit.

Valerie, mit ähnlichen Vorfällen vertraut, da ihr Vater Trinker war, zitterte dennoch bei jedem Geräusch, das die Annäherung ihres Mannes ankündigte; die Schwiegermutter beruhigte sie anfangs, dann, als sie merkte, dass es nichts nützte, sprach sie ihren Sohn gleich beim Eintreten an, um eine Entspannung einzuleiten, und während des Sprechens trat sie zwischen ihn und Valerie. Somit machte sie deutlich, dass sie Valerie vor ihm schützte. Doch er nützte den Augenblick, wenn es zu einem

Wortwechsel kam und die Mutter zur Seite trat, an Valerie heranzukommen. Im hoherregten Zustand wich Valerie weder zur Seite noch zeigte sie Furcht, schien vielmehr erstarrt und bereit hinzunehmen, was auf sie zukam. Dieses Verhalten reizte ihn noch mehr, weil er es sich nicht erklären konnte, andererseits schrieb er es, ohne es erklären zu wollen, ihrer, wie er sagte, Verücktheit zu; es sei ihr doch alles gleichgültig, auch wenn alles draufginge, schrie er, bereits außer sich, weil er merkte, dass er trotz der offenen Fronten keiner der beiden Frauen beikommen konnte, und nun vollkommen die Beherrschung verlierend, setzte er hinzu, sie aber werde die erste sein, dafür werde er sorgen, worauf ihn die Mutter kurzerhand am Arm packte und zur Tür hinausstieß, was er sich in dem besinnungslos erzürnten Zustand gefallen ließ. Die Mutter schloss die Tür, horchte eine Weile, bis sie hörte, dass er sich entfernte, wandte sich um und blieb nach einigen Schritten überrascht stehen; Valerie stand da, ihr zugekehrt, und lächelte. Elisabeth Doblauer wollte schon fragen, was das zu bedeuten habe, sagte aber nichts und machte sich an ihre Arbeit. Das Lächeln Valeries verfolgte sie, sie vermochte es nicht zu deuten, und letzten Endes beunruhigte es sie nicht; die sonst so verhärmtten Züge Valeries, die immer eine innere Spannung ausdrückten, hatten sich gelockert, waren, wie die alte Frau jetzt dachte, schön geworden und verloren den ganzen Nachmittag dieses Lächeln nicht. Die alte Frau ahnte etwas von dem Wissen, das sich in dem Lächeln ausdrückte, auf eine ihr unverständliche Art gefestigt, und gerade das berührte, vor dem sie, die alte Frau, Angst hatte.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst und Musikalien